IV. Die neuesten Forschungen.

In den letzten drei Jahrzehnten wurde mehr als früher der Frage von der Abstammung der ostasiatischen Völker und besonders der Aïnos nach verschiedenen Gesichtspunkten näher getreten. Aber trotzdem kam man bis heute noch zu keinem abschließenden Resultat; vielmehr scheinen die verschiedenen Richtungen noch immer von einem einheitlichen Ziele abzulenken. So charakterisiert Hermann Ritter,[1]) der im südwestlichen Teile von Jezo Reisen machte, die Aïnos folgendermaßen: „Die Aïnos sind klein (etwa von der Größe der Japaner), aber kräftig gebaut. Der lange, wallende Bart und das starke, freilich etwas struppige, oberhalb der Stirne kurz geschorene Haar gaben ihnen ein stattliches, mannhaftes Aussehen, mit dem ihr kriechend unterwürfiges, jedoch nicht ungraziöses Benehmen in auffallendem Gegensatze steht. Ihre Gesichtszüge, meistens derb und nicht unschön, mitunter jedoch fast schön zu nennen, haben entschieden mehr Ähnlichkeit mit denen der kaukasischen Rasse als die der Japaner, wie denn auch ihre Augen gerade erscheinen und nicht schief wie meistens die der Japaner, Chinesen u. s. w. Ihre Hautfarbe wird von der der Japaner nicht wesentlich abweichen, da zwar viele Japaner weit heller, die mehr der Sonne ausgesetzten Arbeiter dagegen oft weit dunkler sind als sie. Der angenehme Eindruck, den die Aïno-Männer machen, ist übrigens wohl zum großen Teile ihren Bärten zuzuschreiben, die durchschnittlich gewiß stärker sind als bei den Europäern, wenn auch manche der letzteren völlig so starke Bärte haben. Dasselbe gilt auch von der Behaarung der übrigen Körperteile, die bei verschiedenen Individuen verschieden stark ist, mitunter jedoch, namentlich bei älteren Männern, auf Brust und Schulter stärker ist, als ich sie bei Europäern gesehen habe.“ Im Gegensatz zu den Männern machen die Frauen mit ihren plumpen Gesichtern, den struppigen Haaren und der schnurrbartartigen Tätowierung einen weniger guten Eindruck.

Zu einem ähnlichen Resultate kommt auch Bernhard Davis, der in den Memoiren der Anthropologischen Gesellschaft in London (Bd. 3, 1867—1869) seine Untersuchungen über drei Aïnoschädel

---

[1]) Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Yokohama, Dez. 1874. 6. Heft. S. 57.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und ein Skelett beschreibt. Er stimmt mit Busk, der in derselben Weise geforscht hat, darin überein, daß diese Schädel nicht auffällig von denen der Westeuropäer verschieden sind, wenngleich bei sorgfältiger Untersuchung kleine Unterschiede nicht zu verkennen seien. Der Aïnoschädel soll sich aber auf alle Fälle weit mehr dem des Westeuropäers anschließen als der irgend eines anderen asiatischen Volkes.

Diese Auffassung bezeichnet W. Dönitz[1]) als durchaus irrig. Ebenso weist er des Davis Behauptung, daß das Gehirngewicht der Aïnos das der asiatischen Rassen im allgemeinen übertreffe, entschieden zurück und betont, daß den Japanern in dieser Beziehung der Vorrang gebührt. Allerdings fügt er bei, daß aus dem Gehirngewicht nur sehr unvollkommene Schlüsse gezogen werden können. In ähnlicher Weise legt er weniger Wert auf die starke Behaarung und findet die Schilderungen übertrieben. Neuere Beobachter haben sich schon dahin geeinigt, daß die Aïnos wohl deshalb so auffallend behaart erscheinen, weil bei den Chinesen und Japanern dieser körperliche Vorzug bedeutend zurücktritt. Es handelt sich hier weniger um das Haupthaar als vielmehr um den Bart und die den übrigen Körper bedeckenden Haare, welche besonders auf dem Schulterblatt gut entwickelt sind. In der Straffheit und der Farbe der Haare findet Dönitz volle Übereinstimmung mit den Japanern. Weit wichtiger sind die Angaben über die Hautfarbe, die bis dahin sehr verschieden lauteten. Während sie Laperouse mit der Farbe der Berber verglich, nennt sie Broughton kupferrot, Krusenstern fast schwarz. Die dunkle Farbe erklärt Dönitz daraus, daß die Aïnos ihrem Körper nur eine geringe oder gar keine Pflege angedeihen lassen. „Die kupferrote Farbe ist in Ostasien keine Seltenheit. Man findet sie ziemlich allgemein beim niederen Volke, welches in wärmeren Jahreszeiten so gut wie unbekleidet geht. Ihre Körper werden von der Sonne dermaßen verbrannt, daß sie viel intensiver gefärbt erscheinen als die der nordamerikanischen Indianer.“ Bei solchen, die dem mächtigen Einfluß der Sonne nicht ausgesetzt sind, kann ein Unterschied doch wahrgenommen werden; die Aïnofarbe zeigt (nach Art der Malaien!) eine mehr bräunliche

---

[1]) Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Yokohama, Dez. 1874. 6. Heft. S. 61 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als gelbliche Schattierung. In der Gesichtsbildung konstatiert Dönitz den mongolischen Typus mit flacher, breiter Nase, flachem Gesicht und vorspringenden Jochbeinen. Die Falte des oberen Augenlides, welche den Mongolen eigentümlich ist, war bei den von Dönitz untersuchten Aïnos vorhanden, aber nicht besonders stark entwickelt. Er kommt nun zu dem Resultate, „daß die Aïnos Mongolen sind und sich von den Japanern vielleicht weniger unterscheiden als die Germanen von den Romanen. Von einer Annäherung derselben an den Typus der Westeuropäer kann gar keine Rede sein."

Diese letztere Behauptung ist nach den bisherigen Ausführungen unbedingt richtig. Dagegen ist die erstere Auffassung etwas anzuzweifeln, da die untersuchten Aïnos alle aus dem Südwesten stammten, wo ja schon längst eine engere Berührung mit den Japanern stattgefunden hat. Vielleicht ergänzt das Ganze eine Abhandlung Dönitz' „Über die Abstammung der Japaner."[1])

Er spricht keine neue Ansicht aus, wenn er meint, daß die Japaner kein reines Volk sind, am wenigsten im Norden, wo eine Vermischung mit den Aïnos stattgefunden hat. Aber er beweist diese Tatsache noch durch eine Knochenanomalie, welche darin besteht, daß das Jochbein durch eine horizontale Naht getrennt ist. Diese Erscheinung, die er an vielen Schädeln vorfand, ist in Europa selten, während sie in Echigo und im weiteren Sinne in Japan wohl ziemlich häufig vorkommt, und zwar im Norden mehr, gegen Süden zu meist nur andeutungsweise. Nun aber ist ja bekannt, daß im Norden, besonders in Echigo, sich die Aïnos am längsten selbständig erhalten haben. Man darf also wohl mit Recht annehmen, daß diese Anomalie als eine Erbschaft von den Aïnos zu betrachten ist. Wenn jene im Süden schwächer auftritt, so ist damit bewiesen, dass der Aïnostamm einerseits sich in alter Zeit weit nach Süden hin ausbreitete, daß andererseits von Süden her schon sehr frühe ein anderes Volk einwanderte und sich mit den ältesten Bewohnern Japans, den Aïnos, vermischte. Das sagt Dönitz auch von den heutigen Japanern: „Die Physiognomien der südlichen Japaner haben einen unverkennbaren malaiischen Typus." Nun aber meldet uns

---

[1]) Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Yokohama 1875. 8. Heft. S. 39 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die japanische Geschichte nichts von einer malaiischen Einwanderung; diese muß also unbedingt in vorgeschichtlicher Zeit erfolgt sein, auf alle Fälle vor der mongolischen. „Doch nicht allein der Gesichtsausdruck," sagt Dönitz weiter, „ist es, der mich veranlaßt, hier einen malaiischen Einfluß anzunehmen; von ebenso einschneidender Bedeutung dürfte der Baustyl der Japaner sein, welche mit großer Entschiedenheit auf einen Ursprung aus Pfahlbauten hinweist." Das japanische Haus ruht in der Tat auf einer Menge von Pfählen, die auf Steinen stehen. Noch klarer spricht der Ursprung des japanischen Hauses in der Einrichtung des Abtrittes. Der Malaie, der geborene Pfahlbauer, bringt einfach ein Loch im Fußboden an, durch welches er allen Unrat entfernt und dem Wasser übergibt. Diese Bauart behält er trotz der üblen Nachteile auch bei, wenn das Wasser die Weiterbeförderung nicht übernimmt. Auch der Japaner hat dieselbe Einrichtung, die nur von den Malaien stammt. Da die Mongolen diese Bauart nicht kannten, so muß das malaiische Element vor der mongolischen Einwanderung stark vertreten gewesen sein. Auf alle Fälle waren die Malaien zuerst im Lande. Dönitz nimmt an, „daß ein roher Mongolenstamm, das Jäger- und Fischervolk der Aïnos, die Urbevölkerung bildete und daß diese zuerst aus dem Süden und von den Küsten verdrängt wurde." „Geschichtlich ist die im 7. Jahrhundert v. Chr. beginnende Eroberung des Landes durch die Scharen des Inmu Tenno, welche in der Tat Malaien zu sein scheinen; denn die Sage, welche sich mit den Vorfahren des Eroberers beschäftigt, birgt unverkennbare malaiische Züge in sich. Der spätere Verkehr mit China und Korea brachte zwar feinere mongolische Kultur in das Land, änderte aber nichts an dem, was zu den Grundbedingungen des Lebens gehört." Wenn wir nun mit Dönitz die Japaner als Mischvolk betrachten, so sind wir ebenso berechtigt anzunehmen, daß die frühere Bevölkerung, die Aïnos, sich ebenso mit den Malaien verschmolzen haben. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß, wie von Süden her die Malaien, von Westen neue Mongolenstämme einwanderten. Dafür sprechen sogar chinesische Annalen. Auf alle Fälle ist des Dönitz Behauptung, daß die Aïnos sich als reiner Mongolenstamm auf Jezo in voller Reinheit erhalten haben, nicht richtig. Wenn feststeht, daß die Aïnos von anderen Mongolen und den Malaien zurückgedrängt wurden, so ist doch auch unzweifelhaft, daß dies erst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach langem Kampfe und zum Teil nach vorheriger Verschmelzung geschah.

Über die große Verbreitung der Aïnos berichtet uns auch Heinrich von Siebold,[1]) der lange Zeit unter ihnen wohnte und durch seine Heilkunde große Offenherzigkeit bei ihnen fand. Es gelang ihm sogar Sprachstudien zu machen, die ihn nahezu in Widerspruch mit seinem Vater brachten. Er weist nach, daß von einer Verwandtschaft der Aïnosprache mit der der Japaner nicht die Rede sein kann, daß hingegen „in Bezug auf Biegung der Wörter und auf Satzbildung mit der Sprache der Bewohner Kamtschatkas und der Völker des asiatischen Festlandes in der Nähe des Amur nachgewiesen werden kann". Die Aïnos haben ja selbst keine Schrift, also auch keine einheitliche Sprache; es sind daher dialektische Verschiedenheiten und abweichende Eigentümlichkeiten, die sich durch fremden Einfluß gebildet haben, ganz unausbleiblich. Die Sprache im allgemeinen bietet ja aber auch wenig sichere Anhaltspunkte; Europa und seine Geschichte zeigen uns Beispiele von Siegern und Besiegten, die ihre Sprache nach der Berührung aufgaben und diejenige des Volkes annahmen, mit dem sie sich vermischten. Daß in der Aïnosprache der japanische Einfluß die Hauptrolle spielt, ist selbstverständlich. Soviel aber glaubt Siebold schließen zu dürfen, daß dieselbe hinsichtlich ihres Ursprunges bis jetzt noch als selbständiges Idiom dasteht. Selbständig und eigenartig findet er auch den Gesamteindruck; man vermutet in dem Aïno einen Menschen aus der Steinzeit. „Wenn wir ihn so vor seiner ärmlichen Hütte aus freier Hand Tongefäße anfertigen oder am Saume des Waldes auf feldähnlichem Grunde in Fell oder Bast gekleidet mit einem Teil eines Hirschgeweihes Unkraut ausjäten oder mit einer scharfen Muschelschale Getreide abmähen sehen, so verwirklicht sich uns das unserer Phantasie nur unklar vorschwebende Bild der ersten Kämpfe des Menschen um das Dasein in alter Zeit." Wie H. Ritter und andere, so gewann auch H. von Siebold die Ansicht, daß die ganze Physiognomie und Gestalt der Aïnos wenig Mongolenähnliches habe. „Vielmehr," meint er, „war der Totaleindruck, den dieselben auf mich machten, der eines sich unter unglücklichen Verhältnissen befindlichen Europäers. Ich hatte das

[1]) Heinrich v. Siebold, Ethnologische Studien über die Aïnos auf Yesso. Zeitschrift für Ethnologie etc. Berlin 1881. 13. Jahrgang.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gefühl, welches sich auch bei ihnen Bahn zu brechen schien, daß ich mich nicht unter einer fremden Rasse befände, und ich kann, so seltsam es auch erscheinen mag, nicht umhin, die Aïnos mit russischen Bauern zu vergleichen.“ Im einzelnen stimmt er aber mit den meisten Forschern überein. Besonders betont er die Wirkungen des moralischen Einflusses der Japaner. „Aus dem aufrichtigem, gutmütigen Aïno ist ein unterdrückter, unnatürlich kriechender, höflicher Aïno geworden. — Über dem Charakter dieses Volkes, der im ganzen stiller Natur ist, liegt ein melancholischer, ernster Zug, gleichsam wie eine angelegte Trauer über ein verlorenes Gut, dessen Besitz für immer verloren wurde. Es war rührend für mich zu sehen, wie dankbar jedes freundliche Wort aufgenommen und von ihnen wiederholt wurde, um sich gleichsam an dessen Sinn möglichst lange zu laben.“

Fast zu gleicher Zeit veröffentlichte auch B. Scheube in Kioto seine Beobachtungen, die er über die Aïnos auf seinen Reisen in Jezo gemacht hatte.[1]) Nach ihm sind dieselben klein, wie die Japaner, aber kräftig und breitschulterig. Ihre Hautfarbe gleicht im allgemeinen der der Japaner, welche sich in derselben Weise der Einwirkung des Wetters und der Sonne aussetzen. Auch der Mangel an Reinlichkeit mag vielfach die dunklere Farbe veranlassen, die an das Kolorit der Indianer von Nordamerika erinnert. Die Behaarung nennt auch er ungewöhnlich; ältere Mäuner erscheinen nicht selten am ganzen Körper wie mit einem Pelz bedeckt. Im Gesichtsausdruck fand er bedeutende Abweichungen von dem mongolischen. Das Gesicht bezeichnet er länglich, die Stirne hoch, die Augen geradeliegend, von dichten, über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Augenbrauen beschattet, die Iris braun, die Nase groß, aber wohl geformt, den Ausdruck gutmütig, ehrlich, freundlich und höflich. Er traf auch Frauen, welche ein rein mongolisches Aussehen hatten; er meint aber, daß diese wohl japanische Väter haben. Demnach gibt er dem europäischen Typus den Vorzug wie H. von Siebold. Die Sitten und Gewohnheiten, die Lebenseinrichtungen lassen nach Scheube die Aïnos als ein sehr kräftiges, ausdauerndes Volk erscheinen, das sehr häufig ein sehr

---

[1]) Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Bd. III. Heft 26. Febr. 1882. S. 220 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hohes Alter erreicht. Rüstige Greise und Greisinnen sieht man sehr oft. Scheube bezeichnet es daher als unrichtig, wenn man den Untergang der Aïnos voraussagen will. Es ist nicht einmal sicher, daß die Zahl im Abnehmen begriffen ist. Völker, welche im Aussterben sind, gehen körperlich zurück, wie dies bei den Nordamerikanern der Fall ist. Daß die Japaner das unterjochte Volk nicht allzu hart behandeln, ersieht man daraus, daß gegenseitige Heiraten stattfinden. „Dem Japaner muß daran liegen, daß die Aïnos nicht untergehen; denn er braucht sie in dem an Arbeitskräften so armen Jezo zum Fischfang, zum Sammeln von Seetang u. s. w. Besondere Krankheiten sind nicht vorhanden; das Laster der Trunksucht ist sehr verbreitet, aber nicht in allen Gegenden. Es liegt also keine Ursache vor, das Aussterben der Aïnos anzunehmen.“ Man könnte einwenden, daß bei ihnen die Zivilisation noch gar keinen Eingang gefunden hat. Wenn man aber bedenkt, daß die Aïnos meist nur mit japanischen Fischern zusammenkamen, die als rohe Gesellen bekannt sind, die in ihrer Lebensart nicht viel höher stehen wie die Aïnos selbst, dann wird man sich nicht wundern. Mit dem besseren Teil der Bevölkerung Japans sind die Aïnos noch fast gar nicht in Berührung gekommen; in Industrie und Ackerbau sind nur schwache Versuche gemacht worden. Diese Behauptung Scheubes bestätigt auch die Tatsache, daß die Aïnos gerade an dem Wege, wo japanische Fischer alljährlich nach der Ostküste ziehen, an der Vulkan-Bai, auf der niedrigsten Kulturstufe stehen. Im Westen dagegen, wo die japanische Regierung erst seit einigen Jahren kolonisiert, hält die Zivilisation ihren Einzug. An einzelnen Orten sind die Aïnos bereits ganz in den Japanern aufgegangen; damit haben sie bewiesen, daß sie der japanischen Kultur fähig sind, wie in den früheren Jahrhunderten ihre Vorfahren auf der Hauptinsel. „Dies ist nach meiner Ansicht“ — so schließt Scheube seine Ausführungen — „überhaupt die Zukunft der Aïnos. Sie werden als besonderes Volk aufhören zu existieren, aber sie werden nicht aussterben, sie werden sich im japanischen Volk auflösen, und letzteres kann ihnen für die Mitgift, welche sie in die Verbindung mitbringen, ihre kräftige Körperkonstitution, nur dankbar sein. Die Schnelligkeit aber, mit welcher sich dieser Prozeß vollziehen kann, hängt von den Fortschritten der Kolonisation von Jezo ab; nur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit der Kolonisation des Landes kann die Zivilisation Hand in Hand gehen."

In demselben Jahre, in dem Scheube mit seinen Ansichten auftrat, wurde auch die Koropokguru-Sage (s. S. 8 und 9) kritisch behandelt. So nimmt Milne[1]) an, daß ein Koropokguru-Volk, welches Steingeräte gebrauchte, die Töpferkunst kannte und in Gruben wohnte, existiert habe. Das gleiche schreibt er auch den Aïnos zu; er hält sie also beide für gleiche Stämme und behauptet, daß die Koropokguru die Ureinwohner des Nordens, die Aïnos die des Südens seien. Die Aïnos wären, von den Japanern vertrieben, in das Gebiet der Koropokguru eingedrungen und hätten sie nach Norden verdrängt. Die Reste der letzteren seien die Bewohner von Sachalin, von den Kurilen und vielleicht auch von Süd-Kamtschatka. Als Milne im Jahre 1878 die nördlichen Kurilen besucht und auf der Insel Shumshu eine kleine Gruppe der Eingeborenen beobachtet hatte, kam er denn auch zu der Überzeugung, daß sie in Bart und Gesichtsbildung von den Bewohnern von Jezo verschieden seien.

Diese Ansicht teilen auch Grimm,[2]) der Gruben untersucht hat, ebenso früher Batchelor,[3]) der auf Überreste auf Shikotan hinweist. Aber im Jahre 1902 erklärte dieser, daß die Koropokguru und die Aïnos eine und dieselbe Rasse seien. Als eine Eigentümlichkeit bezeichnet er das Aufstecken der Schädel von Bären, die auf der Jagd getötet wurden, auf Pfählen, Stangen in der Nähe der Wohnungen. Es erinnert diese Sitte an das Aufstellen der Trophäen malaiischer Kopfjäger auf Formosa. Vielleicht weist auch diese Sitte auf uralte Beziehungen der Aïnos zu den Malaien hin, wenn es nicht eine viel verbreitete Sitte der Jägervölker bedeutet.

In ähnlicher Weise äußern sich auch Hitchcock[4]) und Laudor.[5]) Ebenso hält Snow[6]) die Koropokguru für eine nördliche Rasse, die

---

[1]) Milne, Notes on the Koro-pok-guru or Pit-Dwellers of Jezo and the Kurile Island. Transact. Asiat. Soc. Japan. Vol. X. 1882.

[2]) Beitrag zur Kenntnis der Koropokguru. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 48. 1892.

[3]) Batchelor: The Aïnu of Japan. 1892. Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. Nr. 72. 1892.

[4]) The Ancient Pit-Dwellers of Yezo. Washington 1892.

[5]) Alone with the Hairy Aïnu. London 1893.

[6]) Notes on the Kurile Islands. 1897. Zentralbl. f. Anthrop. V. Jahrg. 1900.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von den Kurilen nach Jezo eingedrungen sei. Nachdem die Aïnos von den Japanern vertrieben waren, konnten sie leicht diesen Stamm vernichten. Laudor findet in Sitten und Gebräuchen sogar Beziehungen zu den Eskimos.

Auch Tsuboi,[1]) Professor der Anthropologie in Tokyo, der viele Jahre hindurch prähistorische und archäologische Studien machte, unterschied ebenfalls zwei Gruppen, je nachdem sie nach den aufgefundenen Überresten irdene Gefäße und steinerne Pfeilspitzen gebrauchten oder nicht. Spuren der letzteren Gruppe fand er auf Formosa und den Liukiu-Inseln, Spuren der ersteren auf Jezo und dem größten Teile der Hauptinsel. Er leugnete jeden Zusammenhang der Aïnos mit den Urhebern der Steinzeitreste und suchte seine Behauptungen nach verschiedenen Seiten hin zu begründen. Unterschiede sind nach ihm vorhanden in Skeletteilen, in Zahnkrankheiten (Zahncaries), die bei den Aïnos seltener auftreten sollen als bei den Koropokguru, ferner in irdenen menschlichen Figuren, die in Bart, Haartracht, Kopfbedeckung, in der Art des Tätowierens voneinander abweichen, außerdem in der Nahrung, die bei den Koropokguru besonders in Muscheln bestand, so daß sogar die weggeworfenen Muschelschalen Hügel bildeten, während die Aïnos diese Speise nicht besonders lieben, ebenso in den Erdjurten der Steinzeitmenschen, die sich geradezu auffallend von den gegenwärtigen Hütten der Aïnos unterscheiden. Am meisten aber liegt der Gegensatz nach Tsuboi darin, daß die Koropokguru Steingeräte gebraucht und irdene Gefäße hergestellt haben, während die Aïnos diese Kunst nie ausgeübt haben. Überhaupt sei der Kunstgeschmack sehr verschieden. Auf Grund dieser Beobachtungen kommt Tsuboi zu der Überzeugung, daß die Koropokguru nicht die Vorfahren der Aïnos gewesen seien, und nimmt dafür ein anderes Volk an.

Dieses präaïnoische Volk soll seine größte Verbreitung vor etwa 3000 Jahren erfahren haben. Es scheint Tsuboi zweifellos, daß die Koropokguru zuletzt von Süden nach Norden gewandert sind, da die Reste der Steinzeit auf Jezo jünger sind als auf der Hauptinsel. Über die Verbreitung nach Norden äußert er sich nur insofern, als er wie Laudor annimmt, daß die Koropokguru in vieler Beziehung große Ähnlichkeit mit den Eskimos besitzen.

[1]) Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Bd. IX. Teil 3. S. 299—304.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den allgemeinen Ausführungen Tsubois schließen sich auch Yagi[1]) und Shimomura[2]) an; sie zitieren sogar zum Beweise dafür, daß die Erbauer der Muschelhaufen nicht die Aïnos waren, aus einem etwa vor 1200 Jahren verfaßten Werke, Hitachi-Tudoki, eine Stelle, welche sich darauf bezieht: „In uralter Zeit waren Menschen von riesiger Größe vorhanden; auf einem Hügel sitzend fingen sie Muscheln und aßen sie.“ Das erweckte in ihnen die Ansicht, daß es in damaliger Zeit nicht in Vergessenheit geraten wäre, wenn die Aïnos noch ebenso gehandelt hätten. In ähnlicher Weise bestätigt auch Miyake[3]) nach dem Vorkommen der steinernen Pfeilspitzen die von Tsuboi ausgesprochene Behauptung.

Diesen verschiedenartigen Begründungen gegenüber vertreten andere Forscher die Ansicht, daß alle Reste aus der Steinzeit von den Vorfahren der Aïnos herrühren, daß also die Koropokguru ein imaginäres Volk sind. Darüber schreiben Shirai,[5]) Stitomi Sato,[4]) Yamanaka u. a., vor allem aber Koganei,[6]) der in scharfer Weise die Ansicht Tsubois widerlegt. Vor allem hält er es für gewagt, aus der Differenz von nackten Zahlen, die Tsuboi bei einem Vergleiche zwischen den Indices für die Knochen aus Muschelhaufen und denjenigen für Knochen von Aïnos und Japanern angibt, zu schließen, daß die Steinzeitmenschen und die Aïnos ganz verschiedene Rassen seien. „Abgesehen von der Transmutationstheorie muß in Betracht gezogen werden, daß eine Vermischung der Aïnos mit anderen Völkern, vor allem mit den Japanern, die solche Eigentümlichkeiten nicht besitzen, in der Jahrtausende dauernden Berührung stattgefunden hat. Ferner alle Eigenschaften, besonders auch die Platyknemie, sind mehr oder weniger an Knochen der anderweitigen Naturvölker sowie an prähistorischen Knochen konstatiert worden.“ Soviel steht sicher fest, daß die Menschen, welche die Muschelhaufen gebildet haben, nicht kleiner waren als die jetzt lebenden Aïnos und Japaner. Ebenso hält es Koganei

[1]) Jap. Archäologie. Bd. 1. 2. Aufl. 1898. (Japanisch.)

[2]) Journ. Anthrop. Soc. Tokyo 1893. Nr. 87.

[3]) Dasselbe. Tokyo 1890. Nr. 56.

[4]) Dasselbe. Nr. 11 u. 13. 1887. Nr. 43. 1889.

[5]) Dasselbe. Nr. 47. 1890.

[6]) „Über die Urbewohner von Japan“ von Koganei. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Bd. IX. Teil 3. Tokyo 1903.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für pedantisch, wenn eine Zahncaries, die sehr vom Zufall abhängig ist, irdene menschliche Figuren, aus welchen man auf Körperformen, Kleidung etc. schließen wollte, die verschiedenartige Nahrungsweise, die doch sehr von dem Wohnort abhängig ist, als unterscheidende Merkmale gelten sollen. Andere mehr untergeordnete Punkte sind ja äußerlich vorhanden. Aber Tsuboi läßt dabei, wie Koganei feststellt, einen Hauptfaktor außer acht, nämlich die Zeit, welche ja einen mächtigen Einfluß auf das Leben des Menschen ausübt. Es läßt sich wohl nicht bestreiten, daß innerhalb des großen Zeitraumes zwischen der Steinzeit und der Gegenwart gewaltige Veränderungen in Menge, Größe, Form etc. eingetreten sind. Das beweisen uns auch Morse, Brauns, Milne. Es ist ganz natürlich, daß die Überreste auch im Alter verschieden sind; Koganei sagt, daß sie im Norden jünger sind als im Süden, am jüngsten im gegenwärtigen Aïnogebiete.

Auch darin geben wir Koganei recht, wenn er der Koropokguru-Sage nicht so hohen Wert beimißt wie Tsuboi. Wenn die Sage erzählt, daß früher ein Volk von kleinem Wuchs das Land bewohnt habe, so steht dem gegenüber, daß aus den Skelettuntersuchungen sich ergeben hat, daß dieses Volk nicht kleiner gewesen ist. Auch auf Sachalin ist eine ähnliche Sage über ein präaïnoisches Volk vorhanden, welches Spuren einstiger Wohnungen in Erdgruben sowie Steingeräte und Gefäßscherben hinterlassen hätte. Man nannte sie Toichi, was Laufer mit Erdbewohner übersetzt. Es könnte nun auffallen, daß auf der Insel Shikotan, die Koganei auch besuchte, eine ähnliche Sage nicht bekannt war. Doch das erklärt sich sehr leicht. Die gegenwärtigen Bewohner sind aus dem Norden eingewandert (1884) und haben dort schon durch die Berührung mit den Russen manche Eigenart verloren. Da sie nach dem Süden wenig Beziehungen hatten, so lag gar kein Grund vor, daß eine solche Sage erfunden werden sollte. Übrigens wohnen die Nordkurilen- und Sachalin-Aïno noch jetzt in Erdjurten, ebenso die Bewohner von Jezo, wie uns schon Golownin, der 1811—1813 in japanischer Gefangenschaft weilte, erzählte. Ja sogar auf der Hauptinsel sind solche Erdwohnungen nachgewiesen worden. Hamada[1]) meint, daß im eigentlichen Japan nirgends Reste der

[1]) Journ. Anthr. Soc. Tokyo 1902. Nr. 198, 200.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aïnos vorhanden sein dürften, wenn man ein präaïnoisches Steinzeitvolk annimmt, während doch viele Ortsnamen, die von den Aïnos herstammen und sich auf dieselben beziehen, sich so frisch erhalten haben. Entweder haben die Aïnos gar keine Reste hinterlassen oder diese sind noch vergraben oder versteckt. Aber dies ist doch nicht wahrscheinlich. Man hat also keinen Grund ein präaïnoisches Volk anzunehmen. „Abgesehen von der Frage der Glaubwürdigkeit der Koropokguru-, resp. Tonchi-Sage scheint mir," schreibt Koganei, „der Zusammenhang der prähistorischen Reste mit den gegenwärtigen Aïno noch nicht ganz erloschen zu sein. Die Sachalin- und die Shikotan-Aïnos wohnen ja noch in Jurten, welche nach dem Einfallen solche Erdgruben wie die fraglichen hinterlassen können. So liegt der Gedanke nahe, daß die Yezo-Aïno früher auch Erdjurten gebraucht haben, die sie aber im relativ milderen Klima allmählich aufgegeben und mit Hütten vertauscht haben, welche mit viel geringerer Arbeit herzustellen waren. Wenn man dazu noch den Kulturzustand der Aïno in Betracht zieht, so wird es mir noch wahrscheinlicher, daß die Koropokguru, resp. Tonchi die Aïno selbst waren. Die Aïnos sind ein Jäger- und Fischervolk, welchem die Kunst Metalle zu verarbeiten allem Anscheine nach nie bekannt gewesen ist, und sie sind nur dadurch, daß sie Werkzeuge und Geräte von anderen Völkern erwarben, in die Eisenzeit versetzt worden, so daß sie seit dem Zeitalter, wo sie durch Pfeile und Spieße mit Steinspitzen das Wild erlegten und die Fische harpunierten, nicht sehr weit fortgeschritten sind."

Mit diesen Darlegungen steht Koganei nicht mehr allein da; selbst Torii,[1]) ein Schüler Tsubois, stimmt mit ihm überein. Über die vielgenannte Sage hat Torii auf Eturupp zwei alte Aïnofrauen ausgeforscht; sie erzählten die Sage in derselben Form, wie sie auf Jezo verbreitet ist, und sie nannten das Sagenvolk Toishekuru. Weiter nordwärts hörte aber diese Sage auf. Auch Torii schließt seine Betrachtungen mit der Behauptung, daß die Aïnos Steinzeitmenschen waren, irdene Geschirre machten und in Erdjurten wohnten und alle Reste der Steinzeit hinterließen. So dürfen wir denn mit Koganei wohl schließen: „Das japanische Reich war einst ein Aïnoreich."

---

[1]) Journ. Anthr. Soc. Tokyo 1901. Nr. 187, 188.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn dem so ist — und darüber besteht kein Zweifel mehr —, dann muß auch das Aïnovolk, wie die heutigen Japaner, ein Mischvolk sein (vgl. S. 27 u. 28). Es wäre also ganz verfehlt, wollte man die Aïnos den echten Mongolen angliedern. Bei der Annahme einer Mischung wurde aber, wie mir scheint, das malaiische Element zu wenig betont. So kommt es denn, daß selbst Professor Baelz, der 30 Jahre an der Universität Tokyo tätig war, die Aïnos nicht für Mongolen hält, sondern sie den kaukasischen Völkern nahestehend erachtet. Nach den bisherigen Beweisen dürfte sich wohl ergeben, daß die Ähnlichkeit mit den Europäern besonders auf die Verwandtschaft mit den Malaien zurückzuführen ist, abgesehen von den Gebieten, wo eine Berührung mit den Russen stattfand.

Auch Rein[1]) spricht es deutlich genug aus, daß der malaiische Typus heute noch in der Masse des japanischen Volkes überwiegt. Er sei völlig dem der Annamiten, Siamesen und Javaner ähnlich. Warum sollte dies in den ältesten Zeiten anders gewesen sein? Andererseits findet man Aïnoblut, wie Rein bestätigt, nicht nur im Norden, sondern auch im äußersten Süden, namentlich in Satsuma. Gerade diese Tatsache beweist meine frühere Behauptung, daß das mongolische Element wie ein Keil in das alte Japan hineingetrieben wurde und daß eine Neumischung stattfinden mußte. Die Ähnlichkeit zwischen dem Norden und Süden ist aber sicher auf eine ältere, weitgehende Verschmelzung der Aïnos mit den Malaien zurückzuführen. Wann dieser langwierige Prozeß vor sich gegangen ist, darüber schweigt die japanische Geschichte. Aber die sprachlichen Studien sowie die archäologischen Funde sind ein deutlicher Beweis dafür, daß die Aïnos in vorgeschichtlicher Zeit ganz Altjapan, von der Tsugaru-Straße bis zur Colnet-Straße, bewohnt haben. Daß das malaiische Element auch in der heutigen Bevölkerung noch vorhanden ist; das sieht man an der Körpergestalt (wie Rein sagt), im Volkscharakter, in verschiedenen Sitten und Gebräuchen. Dafür einige Beispiele!

So war für die Polynesier der Bast des Papiermaulbeerbaumes, die Tapa, mit Ausnahme der Maori bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts der wichtigste Kleidungsstoff. Von eben demselben stellten die Japaner auch Sommeranzüge her. Japanern wie Poly-

[1]) J. J. Rein, Japan nach Reisen u. Studien. Bd. I. 2. Aufl. Leipzig 1905. S. 527 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nesiern ist ferner die große Freundlichkeit gemeinsam, ebenso ein höfliches und zugleich heiteres Wesen, aber auch die Sinnlichkeit und lasziven Tänze. Pistor[1]) erzählt von einer merkwürdigen Verwandtschaft von mumifizierten Tanzbewegungen bei Japanern einerseits und bei den Maoris auf Neuseeland und den Samoanern andererseits. Baelz weist sogar auf die große Körperähnlichkeit hin zwischen Japanern und echten Malaien sowie zwischen Mischlingen solcher mit Südmongolen in Hinterindien. Es ist auch wahrscheinlich, daß von hier aus sowie von den Philippinen, die mit Japan in lebhaftem Verkehr standen, das malaiische Element nach Nippon kam. Andererseits bilden die Bonin-Inseln ein Bindeglied von Shicho-to, südwärts von Tokio-wan, zu den Marianen und damit nach Mikronesien und Polynesien. Auch Ratzel[2]) vertritt diese Ansicht; er hält sogar die Oso auf Kiusiu für Aïnos und behauptet, daß „die Anwesenheit eines so schiffahrtkundigen Volkes wie der Malaien, die bis Formosa sitzen, ohne Expansion nach Norden nicht denkbar sei". Daß die seetüchtigen Malaien an Japans Gestade gekommen sind, erscheint angesichts der endlosen Verbreitung zwischen Madagaskar und der Osterinsel als selbstverständlich. Wir dürfen also mit Recht annehmen, daß die Malaien auch mit den früheren Bewohnern von Japan, den Aïnos, sich vermischten.

Besonders auffallend ist eine sehr verbreitete Krankheit[3]) der Aïnos, welche auch bei den Malaien auftritt, es ist dies die Imubaccokrankheit, ein Psychose, die kürzlich von dem japanischen Professor Yasusaburo Sakaki an Ort und Stelle genauer studiert worden ist. Es handelt sich um eine den Aïnos charakteristische Geisteskrankheit, die mit der Meriacheiyepsychose der Amurgegenden eine große Ähnlichkeit aufweist. Sie ist erblich und kommt nur beim weiblichen Geschlechte namentlich des vorgerückten Alters zur Beobachtung. Die Krankheit äußert sich in eigentümlichen Anfällen von Echolalie, Echomimie, Echopraxie und Befehlsautomatie u. s. w. In fast derselben Weise tritt sie auch bei den Malaien auf, die Jumpingkrankheit. Beide Arten sind erblich. Mögen dieselben vielleicht auch als Zeichen von Degeneration aufgefaßt

---

[1]) Pistor, durch Sibirien nach der Südsee. Wien 1905. S. 167.

[2]) Ratzel, Völkerkunde. Bd. II. S. 646 ff.

[3]) Globus. Bd. 88. S. 371. Dez. 1905. Vgl. Mitteilungen der Kaiserl. japan. Universität zu Tokio. 1905. Bd. VI. Heft 3. S. 147—198.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden, jedenfalls ist es merkwürdig, daß nicht auch andere Naturvölker an dieser oder einer ähnlichen Krankheit leiden.

Wenn wir allenfalls die weite Verbreitung der Aïnos nach Süden und den gewaltigen Einfluß derselben auf das heutige japanische Volk noch bezweifeln wollten, so seien schließlich auch die Ausführungen des H. Schurtz „Zur Ornamentik der Aïnos“[1]) erwähnt! Er erblickt in der Ornamentik der Aïnos ein wichtiges Erzeugnis der Völkerberührung und Völkervermischung. Die Anhaltspunkte sind oft sicherer als anthropologische Merkmale; denn diese primitive Ornamentik ist, wie ich früher auch von der Zeichenkunst der Naturvölker, speziell vom Kartenzeichnen nachgewiesen habe,[2]) nicht etwa planlose Spielerei, sondern es sind die Anfänge einer Kunstausübung. Bei der Betrachtung der verschiedenen Arten von Ornamentik und der Beziehungen zu den Nachbarvölkern kommt Schurtz auf die Einteilung in verschiedene Zonen. Am nächsten steht danach das Aïnovolk den Japanern; denn die Verwandtschaft der ornamentalen Kunst in diesem Gebiete ist am größten. Eine weit schwächere Zone mit dem Bärenkult zieht sich von Jezo nach dem nördlichen Sibirien hin. Eine dritte Zone, die nur sehr wenig ausgeprägt ist, knüpft Jezo etwas an Nordwestamerika. Der Grad des Auftretens der Beziehungen zu den Nachbarvölkern dürfte damit trefflich gekennzeichnet sein in Übereinstimmung mit anderen Beweisführungen. Durch den Nachweis eines tiefgehenden Zusammenhanges zwischen der Ornamentik der Aïnos und den einfachsten Formen der japanischen Kunst gelangen wir mit Schurtz zu der Überzeugung, daß „die alte Kultur der Japaner und die der Aïnos eine gemeinsame Grundlage haben“. „Die aïnoartige Bevölkerung Altjapans ist nicht einfach ausgestorben oder vernichtet, sondern sie ist ein wichtiger Bestandteil des japanischen Volkstums geworden oder sie hat allermindestens Gelegenheit gefunden das Wesen der neuen Ankömmlinge entscheidend zu beeinflussen.“

Damit hat uns der leider so früh dahingeschiedene Gelehrte auf einen neuen Weg hingewiesen, auf dem man fortschreiten muß, wenn Licht in das geheimnisvolle Dunkel der vielen Probleme gebracht werden soll. Vielleicht können dadurch am leichtesten die

---

[1]) Schurtz, Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. 9. S. 233 ff.
[2]) Dröber, Kartographie bei den Naturvölkern. Erlangen 1903. S. 8 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beziehungen der Aïnos nach Norden und nach dem malaiischen Süden aus vorhistorischer Zeit festgestellt werden.

Nicht minder regen endlich auch noch die kulturgeographischen Darstellungen des L. Frobenius[1]) zum Nachdenken an und bringen meine Ausführungen zu einem gewissen Abschluß. Frobenius teilt die Wandergebiete der Ozeanier in vier Teile, von denen zwei in Polynesien zu suchen sind, der dritte Mikronesien mit Indonesien verbindet, während der vierte den gesamten nördlichen Großen Ozean mit den beiden Zentren Japan und Hawai umspannt. Überall macht sich eine tiefgreifende Ähnlichkeit der Mythologie bemerkbar, die auf gleicher Basis beruht. „Die Einheit der Anlage, die Einheit der Lagerung und des Ausgehens von diesen Küsten aus und die Einheit der Betonung des weltumschließenden Meeres können nur so erklärt werden, daß einst eine mächtige Schifffahrt, ein riesiger Verkehr, der alles dessen spottet, was wir an historischen Daten vor Christi Geburt kennen, die Gestade des Großen und Indischen Ozeans verband.“ Mit Recht behauptet daher Frobenius, „daß auch Japan einst eine malaiische Kultur getragen haben muß“. Diese uralte malaische Kultur hat sich jedenfalls mit aïnoischen Elementen vermischt und hat mit den sämtlichen Inseln des großen Weltmeeres gewisse Symptome gemeinsam. Als Ausgangspunkt dieser großen Kulturverbreitung stellt Frobenius Hinterindien dar, das durch seine geographische Struktur weit mehr als Mutterland gelten kann wie China. Japan hat als das einzige Inselgebiet der ostasiatischen mongoloiden Kultur die ältesten Kulturzuführungen nicht von China erhalten. Denn „Japan verfügt über eine Mythologie, die ungeheuer reich ist“. China mag alles Mögliche an Wirtschaftsformen, an Staatsgesetzen, Weltweisheit und Industrieformen gegeben haben, eine Mythologie hat China nie zu geben vermocht — schon aus dem Grunde nicht, weil alles Mythenwerk, das China jemals empfangen hat, im Lande zersetzt, schablonisiert und theoretisiert worden ist. Aber Japan liegt nicht nur im Osten Chinas, sondern auch im Norden des malaiischen Archipels und ist mit diesem überaus produktenreichen Archipel verbunden durch eine langgestreckte Reihe von Inseln, eine Brücke, welche nicht erst in jüngster Zeit von den handeltreibenden Malaien betreten worden ist.

[1]) Leo Frobenius, Geographische Kulturkunde. S. 227 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf